

Das perfekte Herrchen für Fox

Oder: Was Tierethik und Medien miteinander zu tun haben.

Von *Claudia Paganini*

Abstract Die Tierethik hat sich in den letzten 40 Jahren als wissenschaftliche Disziplin rasch weiterentwickelt und ausdifferenziert. Der vorliegende Beitrag gibt zunächst einen Überblick zu den verschiedenen normativen Zugängen, die sich im Wesentlichen in anthropozentrische und physiozentrische Positionen einteilen lassen. In Abhebung dazu werden dann die Hauptanliegen der Human-Animal-Studies skizziert, einem etwas jüngeren, stark interdisziplinär ausgerichteten Forschungsfeld mit Ursprung im angloamerikanischen Sprachraum. Unter Berücksichtigung dieser beiden Perspektiven wird der Fokus schließlich auf die Repräsentation von Tieren in den Medien gerichtet. Anhand von Beispielen aus dem deutschen Fernsehen wird aufgezeigt, was für ein Verständnis der Mensch-Tier-Beziehung hier implizit vorausgesetzt wird und wo sich Fragestellungen auftun, die in Zukunft weitergedacht werden könnten bzw. sollten.

Ob als Helden von Spielfilmen, als Vorbilder für Cartoon-Figuren, als Berichtobjekte von Dokumentationen oder als Protagonisten von Fernsehshows – Tiere sind in den Medien allgegenwärtig. Und sie sind auch im Leben der Menschen allgegenwärtig – als Freunde und Partner, als Sportgeräte, als Nahrungsmittel oder als Versuchstiere. Grund genug, über die vielfältigen und oft sehr ungleichen Mensch-Tier-Beziehungen nachzudenken.

Die zwei Disziplinen, in denen das vorwiegend geschieht, sind die Tierethik zum einen und die Human-Animal-Studies (HAS) zum anderen. Was aber haben Tierethik und Human-Animal-Studies mit den Medien oder besser mit der Repräsentation von Tieren in den Medien zu tun? Nähern wir uns der Frage über ein aktuelles Fallbeispiel.

*Dr. Claudia Paganini
ist Universitäts-
assistentin am Insti-
tut für Christliche
Philosophie der
Universität Innsbruck.*

Verstehen Sie Spaß?

Am 15. September 2018 strahlt das ZDF „Die Versteckte Kamera“ aus: 180 Minuten Spaß, Smalltalk mit Prominenten und der gewohnte, witzig charmante Moderator Steven Gätjen. Doch etwas ist anders als sonst: Nach einem – aus tierethischer Sicht bereits fragwürdigen – Intro, in dem Hunde gezeigt werden, die vor dem laufenden Fernseher ein offensichtlich orientierungsloses Verhalten an den Tag legen und damit zur Erheiterung des Publikums beitragen, sollen in dem nun folgenden, eigens für die Folge gedrehten Video „unsere kleinen süßen Freunde“ (Gätjen) auf die Schippe genommen werden. Als Lockvogel fungiert Antoine Monot Jr., der als überdimensionaler Baum verkleidet Hunde erschreckt oder in der Funktion eines Polizisten Passanten unter Strafandrohung zum Anlegen von Hundewindeln zwingen will. Die Tiere reagieren auf die „Späße“ gestresst, einige versuchen wegzulaufen oder springen in Panik in die Leine. Das tut der guten Stimmung im Saal jedoch keinen Abbruch, alle applaudieren, einzig der als Promi geladene Tiertrainer Martin Rütter signalisiert bereits mit seiner Körperhaltung Distanz und Missfallen. Doch bei einer Unterhaltungsshow ist für Kritik nicht viel Raum, weshalb das negative Statement von Rütter in der Zeit zwischen Aufzeichnung und Ausstrahlung dann auch derart gekürzt wurde, dass schlussendlich – von einer feinen skeptischen Nuance abgesehen – der Eindruck von Zustimmung entsteht.

Noch am selben Abend um 21.43 Uhr postet der verärgerte Rütter auf seiner Facebook-Seite eine Stellungnahme, bei der er sich noch einmal explizit von den Hunde-Streichen distanziert und das ZDF für den verfälschenden Schnitt kritisiert. In den nächsten zehn Tagen wird die Video-Botschaft knapp 10 000 Mal geteilt, beinahe 500 000 Mal aufgerufen und mit über 1 500 Kommentaren versehen. Dem nicht genug: Printmedien, darunter „Stern“, „Bild“ und der „Berliner Kurier“ berichten, YouTuber greifen das Thema auf. In den Facebook-Kommentaren findet man neben Angriffen gegen das ZDF und Lob für Rütter eine Vielzahl an Stellungnahmen, in denen Mitgefühl für die aus dem egoistischen Interesse der menschlichen Belustigung unter Stress gesetzten Hunde spürbar wird. Außerdem liest man von der Vorbildfunktion des öffentlich-rechtlichen Fernsehens, die nicht missbraucht werden dürfe, von problematischen Nachahmungseffekten und davon, dass es grundsätzlich bedenklich sei, menschliche Ka-

Bei einer Unterhaltungsshow ist für Kritik nicht viel Raum, weshalb das negative Statement des Hundeprofis Rütter stark gekürzt wurde.

tegorien wie „Humor“ auf nicht-menschliche Lebewesen zu projizieren. All das sind Fragen, die Tierethik, Human-Animal-Studies und Medienethik miteinander verbinden (vgl. Merskin 2018, S. 33-51). Anlass genug für eine Verhältnisbestimmung.

Worum geht es in der Tierethik?

Mit Ausnahme vielleicht der Schriften von Jeremy Bentham (1970) und Arthur Schopenhauer (1988) haben Tiere in der philosophischen Ethik lange nur eine marginale Rolle gespielt. Seit dem sogenannten Speziesismus-Vorwurf von Peter Singer, den dieser sowohl 1975 in „Animal Liberation“ als auch in seinem 1978 erstmals erschienenen Werk „Practical Ethics“ formulierte, hat sich das geändert. Singer entwickelt den Begriff „Speziesismus“ parallel zum Begriff des Faschismus und beschreibt damit das Phänomen, dass Menschen die Mitglieder ihrer eigenen Spezies besser behandeln als die Mitglieder einer anderen Spezies. Eine solche Ungleichbehandlung lasse sich aber nicht mithilfe von rationalen Argumenten rechtfertigen – ebenso wenig wie sich die faschistische Ungleichbehandlung von Mitgliedern einer anderen ethnischen Gruppe argumentativ rechtfertigen lässt.

Die von Singer losgetretene Speziesismus-Debatte hat dafür gesorgt, dass sich die Tierethik in den folgenden Jahren rasch weiterentwickeln konnte. Auch hat sich im Hinblick auf die Frage nach dem moralischen Status von nichtmenschlichen Tieren eine ganze Reihe unterschiedlicher Positionen heraus-

gebildet, die allesamt zwei Grundrichtungen zugeordnet werden können, nämlich dem Anthropozentrismus oder dem Physiozentrismus. Vertreter des Anthropozentrismus sind der Ansicht, dass der Mensch im Mittelpunkt unserer moralischen Überlegungen stehen

Obwohl den Tieren streng genommen kein (eigenständiger) moralischer Status zugestanden wird, werden ihnen doch bestimmte Rechte zugesprochen.

soll, absolute Vorrangstellung gegenüber den Tieren genießt und dass diese als Hilfsmittel oder Instrumente des Menschen auf ihn hin ausgerichtet sind. Auf einen sorgsamen Umgang mit Tieren zu achten, macht aus einer solchen Perspektive heraus nur Sinn, wenn sich dadurch Vorteile für den Menschen ergeben.

Obwohl den Tieren also streng genommen kein (eigenständiger) moralischer Status zugestanden wird, da dieser ja für den Menschen reserviert ist, werden ihnen doch bestimmte Rechte zugesprochen. Dies geschieht beispielsweise über das sogenannte „Basic-Needs-Argument“ (Fenner 2010, S. 122), in dem es um den instrumentellen Wert der Tiere für den Menschen geht. Vertreter dieser Position weisen darauf hin, dass die Sicherung



Abbildung 1:
Warum kuscheln
wir mit Katzen und
schlachten Hühner?
Foto: Claudia
Paganini

mancher menschlicher Grundbedürfnisse – oder basic needs – nur gewährleistet werden kann, wenn man einen (einigermaßen) verantwortlichen Umgang mit Tieren pflegt. So schadet es beispielsweise dem menschlichen Grundbedürfnis nach gesunder Nahrung, wenn Schlachttiere infolge der Massentierhaltung krank werden und dadurch Krankheitserreger oder Antibiotika, die für die Behandlung der Tiere verwendet wurden, in den Lebensmittel-Kreislauf geraten. Aufgrund des instrumentellen Wertes, den Tiere für den Menschen haben, wäre es also angebracht oder wünschenswert, wenn Menschen mit Tieren sorgsam umgehen.

Dieses Argument hat aber mehrere Schwächen. Denn erstens sind nicht alle Menschen von den Folgen gleichermaßen betroffen. Wer gut verdient beispielsweise, hat die Möglichkeit, auf hochwertigere Fleischprodukte zurückgreifen. Auch bleibt offen, wie man dem Problem der Spätfolgen für kommende Generationen beikommen kann, die im Diskurs – offensichtlich – unterprivilegiert sind und keine Lobby haben, die sich für ihre Interessen einsetzen würde. Mit Blick auf die Tiere ist das Basic-Needs-Argument unbefriedigend, weil sich die Notwendigkeit von Schutz und Respekt nur im Hinblick auf jene Tiere argumentieren lässt, die für den Menschen einen instrumentellen Nutzen haben.

Ein weiteres gängiges anthropozentrisches Argument bezieht sich auf den ästhetischen Wert der Tiere: Gesunde und glückliche Tiere sind schöner anzusehen als kranke und leidende. Es tut uns Menschen gut, befriedigt unser Bedürfnis nach Ästhetik, wenn wir junge Fohlen auf weitläufigen Koppeln gra-

sen sehen, Hühner, die frei am Hofgelände herumstolzieren. Aus Sicht des Tierschützers ist das ästhetische Argument aber äußerst unbefriedigend. Denn offensichtlich gibt es sehr viele Bereiche der Mensch-Tier-Beziehung, die unserer ästhetischen Wahrnehmung verschlossen sind, so nämlich eine Vielzahl von Schäden und Leid, die für den Normalbürger nicht sichtbar sind – verborgen hinter den Toren einer Legebatterie – oder die grundsätzlich nicht sichtbar sind – wie etwa das Leiden eines in Einzelhaltung lebenden Herdentieres.

Doch nicht nur der instrumentelle und der ästhetische Wert werden innerhalb des Anthropozentrismus als Gründe für einen (meist minimalen) Schutz nichtmenschlicher Tiere herangezogen, auch deren moralpädagogischer Wert wird gerne als Argument genannt: Wie sich der Mensch gegenüber Tieren verhält, so die These, verhält er sich auch gegenüber Mitmenschen. Wer Tieren gegenüber rücksichtslos agiert, der verroht, ein mitfühlender, sorgsamer Umgang mit Tieren dagegen trägt zur charakterlichen Festigung bei. Zwar wird diese These durch die neuen

Die Mehrzahl der moralisch bedenklichen Handlungen gegenüber Tieren besteht nicht in einer unmittelbaren Gewaltausübung.

Ergebnisse der sozial-kognitiven Lerntheorie gestützt (ebd., S. 132-134), allerdings ist ihr Ertrag für die Tierethik begrenzt. Denn die Mehrzahl der moralisch bedenklichen Handlungen gegenüber Tieren besteht nicht in einer unmittelbaren Gewaltausübung. So ist es gewiss kein aggressiver Akt, im Restaurant ein Kalbsschnitzel zu bestellen. Es ist m. E. aber sehr wohl ein Akt, der aus tierethischer Perspektive zu hinterfragen ist.

In Abhebung vom Anthropozentrismus behauptet der Physiozentrismus einen Eigenwert der außermenschlichen Natur, was bedeutet, dass die Rechte und Ansprüche von Tieren um ihrer selbst willen schützenswert sind (vgl. Knoepffler 2010). Als wichtigste und vom Gros der Tierethiker für maßgeblich erachtete Variante des Physiozentrismus hat sich mittlerweile der Pathozentrismus etabliert. Im Pathozentrismus gilt die Schmerz- oder Leidensfähigkeit eines Lebewesens als die moralisch relevante Eigenschaft par excellence. Demnach besteht die moralische Verpflichtung des Menschen prima facie darin, physische und psychische Schmerzen von schmerzfähigen Tieren zu vermeiden.

Weitreichendere Forderungen werden dagegen im Biozentrismus – einer weiteren physiozentrischen Spielart – gestellt, wenn argumentiert wird, dass alle Lebewesen einen eigenständigen moralischen Wert haben, sofern sie eben über die vier zen-

tralen Merkmale des Lebens verfügen: Stoffwechsel, Selbstregulation, Selbstreproduktion und schließlich das Verkümmern. Noch extremer ist der – ebenfalls dem Physiozentrismus zuzuordnende – Holismus, demzufolge die Natur als Ganzes einen eigenständigen moralischen Wert und damit das Recht auf die Bewahrung ihrer Interessen besitzt, also auch Steine, Wasserfälle, Gletscher usw. Bei letzterem Zugang handelt es sich aber eher um eine Extremposition – insbesondere wenn egalitär argumentiert wird, d. h. dass keinerlei menschliche Vorrangposition mehr zugestanden wird.

Die aktuelle tierethische Debatte dagegen konzentriert sich auf den Pathozentrismus, wo in den letzten 40 Jahren unterschiedliche normative Begründungen entwickelt worden sind – so beispielsweise konsequentialistische, gesinnungsethische, (auf dem Würdebegriff aufbauende) deontologische, multikriteriologische usw. (vgl. Wolf 2012). Zugleich wurde der ursprüngliche Imperativ, man solle leidensfähigen Lebewesen keinen Schmerz zufügen, mehrfach reformuliert, sodass gegenwärtig manche Denker – wie auch die Autorin dieses Beitrags – dazu tendieren, diese Forderung noch zu verschärfen.

Analog zur negativen Bewertung des Tötens von Menschen bleiben sie nicht beim Vermeiden von Schmerz stehen, sondern werten das Beenden eines Lebens, das ohne Zutun (noch) nicht geendet hätte, auch dann als moralisches Übel, wenn das Opfer – gleich ob Tier oder Mensch – weder physische Schmerzen empfinden muss noch Todesangst leidet. Selbst wenn ich einen anderen Menschen überraschend und schmerzfrei töte, wird der Akt des Tötens dadurch nicht gut und noch nicht einmal legitim, denn das Leben dieses Menschen war auf eine Zukunft hin ausgerichtet, mein Opfer wollte jetzt und auch morgen noch leben. Warum das bei Tieren anders sein sollte, und zwar ganz besonders dann, wenn sie uns physiologisch sehr ähnlich sind – wie z. B. Schweine oder für die Forschung humanisierte Mäuse –, ist rational nicht ersichtlich.

Worum geht es in den Human-Animal-Studies?

Leben und Wohlergehen von nichtmenschlichen Tieren sind aber nicht nur Gegenstand der Tierethik, sondern auch der Human-Animal-Studies, einem jungen, interdisziplinären Forschungsfeld, dessen Ursprünge im angloamerikanischen Sprachraum liegen. Ausgangspunkt war in den 1990er Jahren die Beobachtung, dass trotz der massiven Präsenz von Tieren in

der menschlichen Gesellschaft diese im wissenschaftlichen Diskurs geradezu unsichtbar sind (vgl. Borgards 2016; vgl. Brucker et al. 2015). Um dem entgegenzuwirken, beschloss eine ständig wachsende Zahl an Philosophen, Soziologen, Kulturwissenschaftlern, Psychologen, Geschichts-, Sprach- und Erziehungswissenschaftlern sowie mitunter auch vereinzelt Natur- und Humanwissenschaftler all jene Arten und Weisen, in denen Tiere am gesellschaftlichen Leben teilnehmen, sichtbar zu machen und in der Folge zu analysieren. Diese Analyse wollte und will nicht völlig wertfrei sein, sondern trägt emanzipatorische Züge und zielt darauf ab, dass Tiere nicht mehr länger als reine Objekte, die sich den vielfältigen menschlichen Bedürfnissen unterordnen müssen, wahrgenommen werden, sondern als Subjekte, deren Perspektive von Bedeutung ist (vgl. Chimaira 2011; vgl. Ferrari/Petrus 2015).

Insofern es auch ein Anliegen der Human-Animal-Studies (HAS) ist, dass der moralische Status von Tieren respektiert wird, schließen sie die Tierethik mit ein, erschöpfen sich aber nicht in ihr. Mehr als die normativen Überlegungen der Moral-

philosophie interessieren hier Machtverhältnisse und Herrschaftsstrukturen, die Frage danach, wie Tiere gesehen und gedacht werden bzw. wurden, wie ein Perspektivenwechsel stattfinden könnte und was sich daraus für die verschiedenen tierbezogenen Prakti-

ker ergeben würde (vgl. Spannring et al. 2015). Die Forderungen der Tierethik werden dabei häufig in einen neuen Kontext gestellt und erfahren tendenziell eine Radikalisierung, wie ich am Beispiel der Haustierhaltung kurz darstellen werde.

Das Verhältnis des Menschen zu seinen Haustieren, also zu Tieren, die nicht frei und wild leben, sondern an das menschliche Haus gebunden sind und hier – im Unterschied zu Nutztieren – nicht zu Profitzwecken gehalten werden, ist in der Tierethik lange Zeit kaum thematisiert worden. Das mag einerseits daher kommen, dass das Leiden von Tieren in Massenhaltung, Schlachthäusern und Laboren eine derart gravierende Überschreitung von elementaren und berechtigten Tier-Interessen darstellt(e), dass die Lebensumstände der mit einem Eigennamen bedachten und zu einem (wenngleich unterlegenen) Sozialpartner aufgestiegenen Haustiere als geradezu paradiesisch wahrgenommen wurden. Andererseits mag es an dem über die Mensch-Haustier-Beziehung gelegten Deckmantel der Liebe liegen, der lange den kritischen Blick verstellt hat, ein Phänomen,

Das Verhältnis des Menschen zu seinen Haustieren, ist in der Tierethik lange Zeit kaum thematisiert worden.



Abbildung 2:
Kinder sollten
lernen, Tiere zu
beobachten, ohne sie
angreifen, festhal-
ten, reiten und do-
minieren zu wollen,
fordern Vertreter
der Human-Animal-
Studies.

Foto: Julia Moll

das sich übrigens auch im Zusammenhang mit der Eltern-Kind-Beziehung und der relativ spät aufkommenden Kritik an Gewalt in der Erziehung beobachten lässt.

Als sich der Fokus der Tierethik dann aber vermehrt von den zur Lebensmittelerzeugung herangezogenen Tieren auf Zirkus- und Zootiere zu verschieben begann, kamen allmählich auch die Haustiere in den Blick, denen gemäß dem klassisch pathozentrischen Zugang natürlich kein Leid zugefügt werden sollte und zwar weder physisches noch psychisches. Beides ist aber häufig der Fall: Die Palette reicht hier von sozialer Isolation, Bewegungsmangel und Beschäftigungsmangel bis hin zum gewalttätigen Erziehen und Trainieren, der Überforderung des Tieres im Sport, der Verweigerung veterinärmedizinischer Versorgung, dem Vernachlässigen oder Aussetzen, der sexuellen Gewalt oder dem absichtlichen Quälen und Töten (vgl. Kompatscher et al. 2017, S. 76-78).

Während sich Tierethiker üblicherweise damit begnügen, für derartige Missstände zu sensibilisieren sowie sich für artgerechte Haltung und gewaltfreie Erziehung einzusetzen, gehen HAS-Vertreter einen Schritt weiter, indem sie beispielsweise die menschliche Gewalt gegen Tiere – Verstümmeln, Vergiften, Erschießen, Erstechen, Werfen, Schlagen, Hängen, Verbrennen, Ersticken, Ertränken usw. (vgl. Lookwood 2010, S. 100) – als grundlegende kulturelle Praktik identifizieren und anprangern. Außerdem stellen sie grundsätzlich in Frage, ob der Mensch das Recht hat, Tiere in Gefangenschaft zu halten und nach seinen eigenen Vorstellungen zu züchten, gleichgültig ob es sich bei ihnen um umsorgte und geliebte Gefangene handelt oder nicht. Auch problematisieren sie jegliches – auch das gewaltfreie –

Trainieren und Konditionieren von Haustieren, wie es traditionell in der Hundehaltung oder in der Reiterei betrieben wird, weil hier Wille und Charakter des Tieres überschrieben, wenn nicht sogar gänzlich ausgelöscht werden (vgl. De Giorgio et al. 2017). Vor dem Hintergrund der Unterscheidung von Tierethik und Human-Animal-Studies steht nun die Repräsentation von Tieren in Medien im Vordergrund.

Was hat das mit Medien zu tun?

Die Präsenz der Tiere in den Medien ist – wie bereits der erste Blick zeigt – kein modernes Phänomen: Von den Artefakten des Alltags und künstlerischen Abbildungen wie Amuletten und Skulpturen einmal abgesehen, waren bereits unter den ersten Werken von Malerei, Literatur und Schauspiel Tierdarstellungen zu finden. Die Höhlenmalereien von Chauvet und Homers „Odyssee“, wo der nach zehn Jahren heimgekehrte Held weder von Frau noch Sohn, sehr wohl aber von seinem Hund Argos wiedererkannt wird, sind nur zwei von vielen Beispielen (vgl. Kompatscher et al. 2017, S. 96-99).

Auch in der Gegenwart hat sich an der Beliebtheit des medialen In-Szene-Setzens von Tieren nichts geändert. Von der klassischen Dokumentation der Printmedien bis hin zu den Tierret-

tungsaufrufen in den Sozialen Netzwerken: Tiere sind immer und überall präsent. Angeboten werden im Wesentlichen Wissen über Tiere, Unterhaltung mit Tieren – und zwar mit realen Tieren ebenso wie mit karikierten Comicgestalten – sowie Tiere als Blickfang für

Werbezwecke. Als für den Konsumenten besonders faszinierend erweisen sich dabei Interspecies-Beziehungen, vermutlich weil sich der Fokus hier besonders leicht auf das Emotionale und Sensationelle lenken lässt. Aber auch dort, wo ein einzelnes Tier einen Namen erhält und dadurch in die Nähe des Menschen rückt, ist die Beteiligung des Publikums enorm, wie sich etwa in der Berichterstattung rund um den 2014 im Kopenhagener Zoo getöteten Giraffenbullen Marius oder die Waldkuh Yvonne zeigt, die nach einer langen und spektakulären Flucht im Sommer 2011 schließlich nicht zum Metzger sondern auf den Gnadenhof „Gut Aiderbichl“ gebracht worden ist.

Insofern diese lokalisierbaren Einzelbeispiele stellvertretend für eine Gesamtproblematik sensibilisieren können, führen sie im besten Fall dazu, dass Menschen sich informieren, aktiv werden und im Sinn der Tiere engagieren. Genauso kann

Dort, wo ein einzelnes Tier einen Namen erhält und dadurch in die Nähe des Menschen rückt, ist die Beteiligung des Publikums enorm.

es aber auch zu überzogenen Reaktionen kommen – wie etwa die Morddrohungen gegen den Zoodirektor von Kopenhagen – oder auch zu Reaktionen, die möglicherweise gut gemeint, jedoch nicht im Interesse der Tiere sind. Selbst nämlich wenn der orange-weiß gestreifte Held des US-amerikanischen Animationsfilms „Findet Nemo“ eine fiktive Gestalt war, veranlasste das Mitleid mit dem kleinen hilflosen Geschöpf damals so viele Kinder und Familien dazu, sich Aquarien mit Clownfischen zuzulegen, dass eine regelrechte Überfischung der sensiblen tropischen Gewässer ausgelöst wurde.

Sehr viel häufiger hat die Konfrontation mit – in diesem Fall – realen Tierschicksalen auf die Konsumenten aber eine lähmende Wirkung. Das Gefühl der Ohnmacht angesichts der grausamen Bilder von unmittelbar nach der Geburt zu Tode gehäckselten Küken, von zertrampelten Schlachtrindern oder von gehäuteten Pelztieren führt bei vielen Menschen gerade nicht zum Nachdenken und Handeln, sondern zur Abstumpfung. Man tröstet sich mit der Binsenweisheit, dass Medien sich immer auf extreme Phänomene einschließen, und vergisst dabei, dass die Realität hinter der kommerziellen Mensch-Tier-Beziehung oft sogar schlimmer ist als die mediale Aufbereitung.

Neben dem unmittelbaren oder eben nicht (mehr) Reagieren haben Darstellungen von Tieren in den Medien aber auch langfristige Folgen. Denn Medien schaffen Stereotype, die durch ständiges Wiederholen in den Köpfen verankert werden, sie prägen unser Bild von Tieren und unsere Vorstellungen von den moralischen Pflichten, die wir Tieren gegenüber haben. Auch können problematische menschliche Verhaltensweisen – wie zum Beispiel Gewalt gegen Tiere – durch mediale Darstellung bestätigt und legitimiert bzw. sogar als „normal“ festgeschrieben werden. Ähnliches gilt selbstverständlich mit einem positiven Vorzeichen: Wo Medien Achtsamkeit und Sensibilität vorzeigen, werden die Rezipient_innen ihren eigenen Umgang mit Tieren zumindest nach und nach an diese neuen Standards anpassen und grob abweichendem Verhalten kritisch begegnen. Doch werfen wir einen Blick in die Praxis.

Fox sucht das perfekte Herrchen

Im weiten Spektrum der medialen Angebote sei der Fokus auf einige beliebte deutsche Tiersendungen gerichtet. Sie alle haben mit Haustieren zu tun, genauer mit den Beziehungen bzw. Interaktionen zwischen Tieren und Menschen. Unter diesen Reality-Doku-Reihen werden die Ratgebersendungen „Der Hundeprofi“

(Vox), „VIP Hundeprofi“ (Vox) und „Die Pferdeprofis“ (Vox) herausgegriffen, weiters die Tiervermittlungssendungen „Tierisch, tierisch“ (MDR), „Tiere suchen ein Zuhause“ (WDR) und „Das perfekte Herrchen“ (BR).

„Der Hundeprofi“ wurde im Sommer 2008 zum ersten Mal ausgestrahlt und diente in der Folge den beiden anderen VOX-Coaching-Dokus, die derzeit allerdings nicht auf Sendung sind, als Vorbild. Das Konzept der Serie hatte man im Wesentlichen von den Cesar Millan-Fernsehshows übernommen und den umstrittenen amerikanischen Shootingstar durch den deutschen Hundetrainer Martin Rütter ersetzt. Während der in Mexiko geborene Millan trotz massiver Kritik an seinen brutalen Trainingsmethoden wie dem Einsatz von Stachelhalsbändern und Elektroschocks festhält, ist man auf Vox um einen locker heiteren Umgang mit dem Thema Problemhund bemüht. Sowohl die fachmännischen Kommentare von Rütter als auch die ironische Off-Stimme sorgen bei den Zusehern für gute Stimmung, der Hundeprofi zeigt Verständnis für seine felligen Partner, spart gegenüber deren Besitzern dagegen nicht an Strenge.

Positiv ist, dass die Ursache für Probleme in erster Linie beim Verhalten der Hundebesitzer gesucht und auf diese Weise Verständnis für solche Hunde geweckt wird, die sozial unerwünschtes Verhalten zeigen. Völlig unkritisch zeigt sich die Serie jedoch gegenüber dem, was als ein „gutes Verhalten“ des Hundes anzusehen ist, wird dieses doch durchgehend als unterwürfiges Gehorchen und Den-menschlichen-Wünschen-Entsprechen definiert. In

Dass es letztendlich immer der Hund ist, der sich dem menschlichen Lebensstil anzupassen hat, bleibt in den Sendungen unhinterfragt.

diesem Kontext sind auch die regelmäßig wiederkehrenden Bewertungen Rütters wie „Der Hund ist komplett unerzogen“ oder „Der Hund lässt sich nicht abrufen“ zu verstehen. Gewiss, der Hundeprofi propagiert eine gewaltfreie Erziehung, dass Hunde parieren müssen und es letztendlich immer der Hund ist, der sich menschlichem Lebensstil und Vorstellungen anzupassen hat, bleibt aber unhinterfragt. Sehr ähnlich präsentiert sich der „VIP Hundeprofi“, eine Serie, in der Rütter Prominenten bei ihren Hunde-Problemen hilft und seine VIPs im Zuge dessen reichlich mit zynischen Anmerkungen bedenkt.

Deutlich größeres Augenmerk auf die Perspektive der Tiere findet man dagegen bei den Pferdeprofis. Obwohl die Sendung vom Prinzip her gleich funktioniert, hat man den Eindruck, dass sich „Die Pferdeprofis“ Sandra Schneider und Bernd Hackl mehr für die Hintergründe des „Fehlverhaltens“ interessieren

und statt Gehorsam auf die Veränderung der für das Pferd problematischen Umstände setzen. Das äußert sich auch darin, dass immer wieder betont wird, das Pferd wolle mit dem Menschen sprechen, der aber höre nicht zu. Trotz der hier gezeigten Sensibilität gegenüber der Situation des Fluchttieres Pferd wird die Annahme, dass sich letztlich jedes Pferd von uns Menschen reiten lassen muss, nicht in Frage gestellt. Für ein Pferd mit massivem Sattelgurt-Zwang etwa werden eine ganze Reihe an nützlichen Desensibilisierungs- bzw. positiven Konditionierungsmaßnahmen angeboten, die Idee, dass man es einem solchen offensichtlich traumatisierten Tier auch einfach ersparen könnte, geritten zu werden, kommt aber nicht zur Sprache.

Verständnis für Problemtiere zeigen auch die beiden Vermittlungsendungen „Tierisch, tierisch“ und „Tiere suchen ein Zuhause“. Im Unterschied zum Komplett-ungezogen-Duktus des Hundeprofis werden hier Menschen gesucht, die sich auf ein schwieriges Tier einstellen wollen – vermutlich zu einem Teil, indem sie versuchen werden, dieses Tier zu „erziehen“, zumindest zu einem Teil aber auch, indem sie selbst Rücksicht nehmen und sich anpassen.

*In der BR-Serie „Das perfekte Herrchen“
müssen sich drei Bewerber
als Idealplatz für den zu vermittelnden
Tierheimhund beweisen.*

„Tiere suchen ein Zuhause“ erzählt außerdem im Rückblick die ungeschönten Geschichten bereits vermittelter Problemtiere, die Besitzer berichten von Tiefpunkten und Aufwärtstrends, Tiertherapeuten werden hinzugezogen, sodass insgesamt das positive Gefühl entsteht, die – nicht zu leugnenden – Schwierigkeiten könnten gemeinsam bewältigt werden.

Dieses gemeinsame Bemühen um das Tier wird bei der im Sommer 2018 angelaufenen BR-Serie „Das perfekte Herrchen“ noch einmal zugespitzt. Hier müssen sich nämlich drei Bewerber(familien) unter dem strengen Blick von Markus Richter als Idealplatz für den zu vermittelnden Tierheimhund beweisen. Dabei soll aber gerade kein Wettkampfcharakter entstehen, sondern ausgelotet werden, wo einem Hund mit nicht idealer Vergangenheit ein ideales Zuhause geboten werden kann. Fox, Gracie, Bernie und Hupfi, den Helden der ersten vier Folgen, wird seitens des Hundetrainers sehr viel Achtsamkeit entgegengebracht, obwohl auch er es offensichtlich für wichtig erachtet, wieder und wieder das Führung-Übernehmen des Herrchens und die Unterordnung des Hundes, der sein Alphatier jedenfalls zu akzeptieren hat, zu betonen.

Den Ansprüchen der Tierethik, einem empfindsamen Lebewesen Gutes zu tun, wird in all den genannten (deutschen)

Formaten entsprochen. Die Ansprüche der Human-Animal-Studies gehen aber weiter. Entgegen der paternalistischen – um die eigene Vormachtstellung wissenden – Fürsorge fordern sie eine Begegnung auf Augenhöhe und ein Ende der Verzweckung des Tieres durch den Menschen. Ein derart kompromissloses Weiterdenken von Singers Speziesismus-Vorwurf erscheint den meisten Menschen gegenwärtig noch eine Überforderung oder gar Irrsinn zu sein. Von daher überrascht es wenig, dass die auf ein Massenpublikum zugeschnittenen Fernsehserien von Vox, MDR, WDR und BR keine der Fragen thematisieren, die man sich aus einer solchen Perspektive heraus stellen müsste. Für den 5-jährigen Shiba-Inu-Mischling Fox und seine Kollegen ist es nichtsdestotrotz ein großes Glück, dass sie dank „Bayrischem Rundfunk“ ein liebevolles Zuhause gefunden haben.

Literatur

- Bentham, Jeremy (1970): *Introduction to the Principles of Morals and Legislation*. London.
- Borgards, Roland (2016): *Tiere. Kulturwissenschaftliches Handbuch*. Stuttgart.
- Brucker, Renate et al. (Hg.) (2015): *Das Mensch-Tier-Verhältnis. Eine sozialwissenschaftliche Einführung*. Wiesbaden.
- De Giorgio, Francesco/De Girogio-Schoorl, Jose (2017): *Equus lost. How We Missunderstand the Nature of the Horse-Human Relationship – Plus Brave New Ideas for the Future*. North Pomfret.
- Chimaira – Arbeitskreis für Human-Animal Studies (Hg.) (2011): *Human-Animal Studies. Über die gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen*. Bielefeld.
- Fenner, Dagmar (2010): *Einführung in die Angewandte Ethik*. Tübingen.
- Ferrari, Arianna/Petrus, Klaus (Hg.) (2015): *Lexikon der Mensch-Tier-Beziehungen*. Bielefeld.
- Knoepffler, Nikolaus (2010): *Angewandte Ethik*. Köln.
- Kompatscher, Gabriela/Spannring, Reingard/Schachinger, Karin (2017): *Human-Animal-Studies*. Stuttgart.
- Merskin, Debra L. (2018): *Seeing Species. Re-presentations of Animals in Media & Popular Culture*. New York.
- Schopenhauer, Arthur (1988): *Preisschrift über die Grundlagen der Moral. In: Lütkehaus, Ludger (Hg.): Werke. Band 3*. Zürich.
- Spannring, Reingard et al. (2015): *Disziplinierte Tiere? Perspektiven der Human-Animal Studies für die wissenschaftlichen Disziplinen*. Bielefeld.
- Singer, Peter (1975): *Animal Liberation: A New Ethics for Our Treatment of Animals*. New York.
- Singer, Peter (1978): *Practical Ethics*. Cambridge.
- Wolf, Ursula (2012): *Ethik der Mensch-Tier-Beziehung*. Frankfurt am Main.